

Asfa-Wossen Asserate

Weimarer Rede 2025

Deutsches Nationaltheater Weimar

16. März 2025

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Was gibt es denn? Was liegt in der Luft? Zanksucht. Kriselnde Gereiztheit.

Namenslose Ungeduld. Eine allgemeine Neigung zu giftigen

Wortwechseln, zum Wutausbruch, ja zum Handgemenge. – Wer in diesen

Tagen den Fernseher anschaltet, um sich die Nachrichten anzuschauen. Wer

die Zeitung aufschlägt, wer sich im Internet durch die Schlagzeilen der

Nachrichtenportale klickt, wer gar in den sogenannten Sozialen Medien

unterwegs ist, muss unweigerlich zu der Erkenntnis gelangen: Wir leben in

verrückten Zeiten. Die Welt ist aus den Fugen. Ein Weltkonflikt reiht sich

an den nächsten, in immer mehr Ländern greifen Autokraten nach der

Macht oder haben schon die Herrschaft übernommen, sogar in solchen, die

vor Kurzem noch als Hort der Demokratie betrachtet wurden. In der Politik

und der Wirtschaft greift ein zunehmend vulgärer Ton um sich, wir sehen Präsidentschaftskandidaten und Wirtschaftsführer mit Kettensägen herumfuchteln und Staatsoberhäupter, die zu ihrer Amtseinführung Säbeltänze vollführen. Es gibt keine Gewissheiten mehr, die globale Ordnung verändert sich mit einer Geschwindigkeit, die uns den Kopf schwirren lässt. Schlimmer noch: Was Wahrheit ist und was Lüge, darüber fällt es uns immer schwerer, noch einen Konsens herzustellen. Ist der Himmel blau? Manch einer, dem wir vor ein paar Monaten nicht gewagt hätten, den gesunden Menschenverstand abzusprechen, stellt sich heute hin und behauptet im Brustton der Überzeugung: Der Himmel ist grün und die Wiese blau. Und nicht wenige jubeln ihm zu und klatschen Beifall. Als wären die Menschen von einem geheimnisvollen Bazillus befallen, der sich epidemisch über die Welt verbreitet.

„Was gibt es denn? Was liegt in der Luft? Zanksucht. Kriselnde Gereiztheit. Namenslose Ungeduld. Eine allgemeine Neigung zu giftigen Wortwechselln, zum Wutausbruch, ja zum Handgemenge.“ Aufmerksamem Zuhörern unter Ihnen wird nicht verborgen geblieben sein, dass diese Worte, die ich an den Anfang meiner Rede gestellt haben, gar nicht von mir stammen, sondern aus einem Buch, das vor genau hundert Jahren

erschienen ist. Es handelt sich um die berühmten Anfangsätze des vorletzten Kapitels von Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“, das die Überschrift trägt: „Die große Gereiztheit“.

Das Gift des Hasses tröpfelt auch in die Säle des Sanatoriums in Davos, das der Protagonist des Romans Hans Castorp einst betreten hatte, um seinen kranken Vetter Ziemßen auf ein paar Wochen zu besuchen, fernab des Weltgetümmels. Aus ein paar Wochen wurden bekanntlich sieben Jahre, in denen sich der Besucher bald selbst zum Patienten verwandelt sieht. Der Donnerschlag der Zeitenwende erschüttert auch jenen Olymp der Weltabgeschiedenheit. „Erbitterter Streit, zügelloses Hin- und Hergeschrei entsprang alle Tage zwischen einzelnen und ganzen Gruppen“, heißt es weiter in dem Kapitel, „und das Kennzeichnende war, dass die Nichtbeteiligten, statt von dem Zustande der gerade Ergriffenen abgestoßen zu sein oder sich ins Mittel zu legen, vielmehr sympathischen Anteil daran nahmen und sich dem Taumel innerlich ebenfalls überließen. Man erblasste und bebte. Die Augen blitzten ausfällig, die Münder verbogen sich leidenschaftlich. Man beneidete die eben Aktiven um das Recht, den Anlass zu schreien. Eine zerrende Lust, es ihnen gleichzutun, peinigte

Seele und Leib, und wer nicht die Kraft zur Flucht in die Einsamkeit besaß, wurde unrettbar in den Strudel gezogen.“

Der um sich greifende „Dämon“ erfasst schließlich auch den teilnehmenden Beobachter Hans Castorp, ebenso wie die beiden großen Pädagogen, den aufklärerisch gesinnten Lodovico Settembrini und seinen Antipoden Leo Naphta, die sich im Verlauf des Romans so viele hitzige Debatten über Gott und die Welt geliefert haben. Auch sie werden vom allgemeinen Taumel ergriffen und duellieren sich nicht mehr nur mit Worten, sondern mit belgischen Offizierspistolen.

Mit dem „Zauberberg“ entwarf Thomas Mann das innere Bild der Epoche Europas am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Der „großen Gereiztheit“ folgt als letztes Kapitel des Romans „Der Donnerschlag“. Hans Castorp zieht, mit ackerschweren Füßen, das Speißgewehr in hängender Faust und Schuberts „Am Brunnen vor dem Tore“ auf den Lippen, in den Krieg. Den „Zauberberg“ zu lesen, sei wie „das große Dementi eines alten Traums von Aufklärern, Bildungsbürgern und Geistes-Ärzten aller Art“, schrieb der früh verstorbene einstige Herausgeber der FAZ Frank Schirmacher: Ein Dementi „der Hoffnung, der Mensch könne einen Zustand der Reflexion und Verinnerlichung erreichen, die ihn immun macht gegen Infektionen

und Bazillen aller Art“. Aber hätte Thomas Mann sich der Mühe unterzogen, diesen Roman zu schreiben, wenn er im Grunde seines Herzens nicht doch an die Stimme der Aufklärung, der Reflexion und der Vernunft geglaubt hätte?

Geschichte wiederholt sich nicht, aber es lohnt sich immer, die Geschichte im Blick zu haben. Schnell wird man dabei feststellen, dass die Zeiten, in denen wir leben, keineswegs so verrückt und außergewöhnlich sind, wie viele gemeinhin annehmen. Das Spiel mit öffentlicher Erregung, der Einsatz von Täuschung und Lüge als Mittel der Herrschaft, zur Schau gestellter Grobianismus und Vulgarität sind Phänomene, die wahrscheinlich so alt sind wie die Menschheit.

Von jeher diente der Grobianismus dazu, sich von der herrschenden Schicht, den sogenannten „Eliten“, abzugrenzen und sich auf die vermeintliche Seite des Volkes zu stellen. Diogenes, der sich schimpfend in seine Tonne zurückzog, als die hellenistische Kultur in höchster Blüte stand, und selbst seinen Trinkbecher wegwarf, als er beobachtete, wie einer aus der hohlen Hand trank, war keineswegs der erste der grobianistischen Fraktion. Der Grobianismus kokettiert mit der Vulgarität, ohne selbst notwendig vulgär zu sein. Man merkt dem Wort an, dass es in Wahrheit

nichts mit den vielbeschrienen „einfachen Menschen“ zu tun hat, denn ein „Ismus“ ist immer den „besseren Leuten“ vorbehalten. So gibt es etwa einen aristokratischen Grobianismus, der in Abgrenzung zur herrschenden Schicht der Bourgeoisie entstand – genauer gesagt, aus dem Groll darüber, dass die Bourgeoisie die Verhaltensregeln der Aristokratie übernommen und sie damit aus der herrschenden Position verdrängt hat. Der grobianistische Aristokrat suggeriert, dass er dem niederen Volk nähersteht; die Aristokratie wurzele tiefer im Volk als die bürgerlichen Intellektuellen und Finanzleute. „Wie nennt man es doch, wenn junge Herren Türklopfer abbrechen, anderer Leute Geld verspielen und was dergleichen mehr ist?“, fragt das Fräulein Petowker in Charles Dickens‘ Roman „Nicholas Nickleby“. „Aristokratisch?“, antwortet ihr zögernd der Steuereintreiber. – „Ja, richtig, aristokratisch! Es hat etwas ungemein Aristokratisches an sich.“

Einer der namhaftesten Repräsentanten des deutschen Grobianismus ist der große Theologe und Philosoph Martin Luther. Der Reformator redete dem Volk nach dem Maul und schreckte vor keiner Unflätigkeit zurück, wenn es galt, der herrschenden katholischen Elite die Leviten zu lesen. Das Oberhaupt der Kirche beschimpfte er als „Eselfurzbapst“ und

„Erzheuchler“, und seinen katholischen Widersacher Dr. Eck nannte er nur kurz und knapp: „Dreck“.

Der Grobianismus weidet sich am Erschrecken der Mächtigen, denen die Formverletzung als Vorbote des Umsturzes erscheinen soll. Das macht ihn faszinierend für jene, die sich abgehängt fühlen und selbst einen Groll auf die Eliten hegen. Manchem Emporkömmling gelingt es, sich mit dessen Hilfe an die Spitze einer politischen Bewegung zu setzen und den Thron der Macht zu erklimmen, wie die jüngste Geschichte wieder einmal zeigt.

Impune quaelibet facere, id est regem esse – „Wer straffrei tun kann, was er will, der regiert“, schrieb der römische Politiker und Geschichtsschreiber Sallust vor mehr als 2000 Jahren. Vieles von dem, was uns auf den ersten Blick nie dagewesen und völlig verrückt erscheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als Variation von seit Jahrhunderten bewährten, immer wieder erfolgreichen Muster und Strategien. In der sehr geschätzten „Anderen Bibliothek“ – in der vor mehr als 20 Jahren mein erstes Werk „Manieren“ herauskam, und 2023 auch mein jüngstes „Deutsch vom Scheitel bis zur Sohle“ – erscheint dieser Tage ein Band mit dem Titel „Das Buch der Macht“. Der Schriftsteller Ilija Trojanow erzählt darin einen Klassiker der bulgarischen Literatur nach, Stojan Michailowskis „Buch für

das bulgarische Volk“, erschienen 1897 und ursprünglich verfasst in fünfhebigen Jamben. Es handelt sich dabei um eines jener raren politischen Werke, die ihre Leserinnen und Leser in die dunklen Geheimnisse der Macht einführen. Nicht das gute und tugendhafte Regieren steht hier im Vordergrund, wie man es etwa aus der Tradition der europäischen „Fürstenspiegel“ kennt, sondern der nackte Machterhalt.

Der greise und gebrechliche Großwesir Abdulrahman Pascha ruft darin seinen Neffen und designierten Nachfolger zu sich, um ihn in fünfzehn Tagen und Nächten für seine kommenden Aufgaben vorzubereiten. Ghalib Efendi ist ein junger Taugenichts, der seine Tage mit Frauen und Festen verbringt. Aber er, so will es Abdulrahman Pascha, soll der neue Wesir sein und muss dafür einiges lernen, um die Herrschaft im Staate an sich zu reißen, die Geschicke des Staates souverän zu lenken und – vor allem anderen – die Zügel der Macht stets fest im Griff zu halten und nie wieder loszulassen.

Ethische Grundsätze erscheinen dafür nur hinderlich. „Um zu obsiegen“, erklärt der Großwesir, „musst du Übel in die Herzen pflanzen und jede natürliche Regung unterbinden. Ja, du hast recht vernommen: Ziehe die ehrenwerten und gutmütigen Gefühle durch den Schlamm der niederen

Instinkte, unterdrücke ohne Gnade jeden Ausdruck von Mut und Tapferkeit, stachle die Heimtücke an und belohne die Kriecherei, betrachte jegliche Unabhängigkeit als Verfehlung, belohne großzügig jede Denunziation, verurteile die Irrlehre des freien Gedankens, erniedrige die Unbestechlichen, mache dich lustig über jedes Ideal und verspote jeden guten Willen, beende jedes öffentliche Projekt mit einem saftigen Betrug oder einem handfesten Verrat, so wirst du Erfolg haben, mein Kind, und deine Herrschaft wird auf einem Fundament ruhen, das stärker ist als jeder Granitfels.“

Gegenüber dem schrankenlosen Zynismus dieses Großwesirs erscheint sogar ein Profi des politischen Denkens wie Niccolò Machiavelli als Waisenknabe. In Machiavellis berühmter Schrift „Il Principe“ heißt es: „Gewiss ist Bürgermord, Freundesverrat, Treulosigkeit, Mangel an Menschlichkeit und Gottesfurcht keine Tugend zu nennen; durch sie kann man wohl einen Thron, nie aber Ehre erwerben.“ Mit dem Herzen im Himmel, mit dem Hintern auf dem Thron: Für den Großwesir in Stojan Michailowskis Buch scheint ein solcher Spagat nicht mehr vonnöten, in seiner Lehre der Staatskunst ist kein Platz mehr für Zimperlichkeiten. Und freimütig gibt er seinem Nachfolger die Tricks und Kniffe preis, wie man

die Menschenherde gefügig macht, wie man öffentlich Chaos stiftet und sich unbedingte Loyalität erkauft, wie man seine Untergebenen gegeneinander ausspielt, auf dass keiner von ihnen jemals dem Herrscher gefährlich werden könnte.

Besonders aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist das Spiel mit Wahrheit und Lüge: „Gelegentlich wirst du rechtschaffenen, gerechten Menschen begegnen“, erklärt der greise Wesir seinem staunenden Neffen, „nicht oft und auch nicht vielen, aber es wird vorkommen. Sie lieben die Wahrheit aus einem einzigen Grund – weil sie nicht an sich selbst glauben, genauer gesagt, nicht an ihre schauspielerischen Fähigkeiten ... Wenn du kein Mime bist, wenn du nicht zwei Seelen dein Eigen nennst und nach Belieben in beide schlüpfen kannst, wenn du dein Denken nicht verkleiden und deinen Geist nicht schminken kannst, bist du für die Herrschaft ungeeignet. Ohne Doppelzüngigkeit und Verschlagenheit kannst du die Menschen nicht führen. Es gehören stets zwei dazu, vergiss also nicht, dass das Volk belogen werden will, es will eingeschläfert werden mit leeren Phrasen und sinnlosem Getöse, es möchte an leere Versprechungen glauben. Die Staatskunst ist ein Marionettentheater, das Volk hängt an den Fäden und nimmt es mit Belustigung hin, dass mit ihm gespielt wird.“

Wenn wir an den vergangenen Wahlkampf in den Vereinigten Staaten, die Vereidigung und die ersten Wochen der Amtszeit des 47. Präsidenten der Vereinigten Staaten denken: Erscheinen uns da diese Gedanken aus dem dunklen Arsenal der Macht nicht erschreckend aktuell? „In den letzten dreißig Jahren“, bekennt der Wesir an anderer Stelle, „habe ich mit zielstrebigem Beharrlichkeit Gift in das Maul der Öffentlichkeit gegossen, ein Gemisch aus Lügen, Verleumdungen und Unterstellungen. Nicht weil ich schlecht gelaunt war oder aus Missmut, nicht weil ein innerer Dämon mich dazu gedrängt hätte, und auch nicht aus einer plötzlichen Eingebung heraus, sondern systematisch und wohlüberlegt, mit wissenschaftlicher Präzision geradezu, um die Köpfe zu verdrehen und die Herzen zu entstellen.“ Und auf die Frage seines lernbegierigen Neffen, ob sich die Lüge denn nicht mit der Zeit abnutze, ob die Menschen nicht irgendwann diese Strategie durchschauten, antwortet der Wesir seelenruhig: „Du kannst unzählige Lügen in die Welt setzen, ohne dass jemand dich verdächtigen könnte. Nach außen hin erscheinst du als ein fester Freund der Wahrheit. Du verteidigst sie gegen die Zersetzungen, die du selbst in die Welt gesetzt hast. Zudem: Die Lüge muss nicht lange präsent sein, ein halbes Stündchen genügt, das Gift wirkt, lange nachdem der Anlass vergessen ist. Die besten Lügen schaffen sich selbst ab, indem sie zur neuen Wahrheit werden.“

Auch das mutet in unserer Zeit der fiebrigen Aufgeputschtheit, wo die Sozialen Medien in Windeseile Empörungsspiralen in Gang setzen und verstärken, erschreckend aktuell an.

Wo um Himmels willen, werden Sie fragen, soll in einer solchen Welt, in der Wahrheit und Lüge kaum mehr voneinander zu unterscheiden sind, die sich gesellschaftlich und politisch immer stärker polarisiert, die sich anschickt, sämtliche Grundsätze der Menschlichkeit, Ethik und Moral hinter sich zu lassen, woher soll in einer solchen Welt „kostbare Zuversicht“ kommen? – wie doch das verheißungsvolle Motto lautet, unter das die in diesem Theater vorgetragenen Weimarer Reden 2025 gestellt sind.

Nun, es ist ja nicht so, dass Wahrheit, Ethik und Moral nicht mehr existieren würden oder dass sie ihre Existenzberechtigung verloren hätten. Wenn ich mich umschaue hier im Saal, im Lande und auf jenem Kontinent, der sich doch den Werten der Aufklärung verpflichtet fühlt, habe ich auch nicht den Eindruck, dass die Mehrheit der Menschen auf diesen Kompass der Werte umstandslos verzichten wollte. Wenn ich ehrlich sein darf: Mir erscheint die allgemeine Verzagtheit, ja Paralyse angesichts der Lage der Welt, die sich hierzulande ausgebreitet hat, unangebracht, um nicht zu

sagen, vermessen. Als wäre man gerade aus einem schönen Traum, einem Dornröschenschlaf aufgewacht: Man hat sich, insbesondere in Westdeutschland und Westeuropa, in den letzten siebenzig Jahren offensichtlich daran gewöhnt, Demokratie, Wohlstand, Sicherheit und gesellschaftliche Ordnung als etwas Selbstverständliches, gleichsam Gottgegebenes zu betrachten – und hat sich bequem darin eingerichtet.

Man muss nicht aus Afrika hierhergekommen sein, um zu wissen, dass diese Ordnung weder selbstverständlich noch gottgegeben ist, dass die Welt wohl niemals in Ordnung war, dass um Mitmenschlichkeit, Freiheit und Sicherheit stets gerungen werden musste - und immer wieder aufs Neue gerungen werden muss. Die Menschen in Osteuropa haben um diese Tatsache stets gewusst, und ich darf hier den polnischen Journalisten und Solidarnosc-Mitbegründer Dawid Warszawski zitieren, der gesagt hat: „Wer das Jahr 1989 erlebt hat, der hat nicht das moralische Recht, pessimistisch zu sein.“

Bei aller gegenwärtigen Lust zum Mäkeln und zur Schwarzmalerei: Wir sollten uns gelegentlich darauf besinnen, in welchen wohlgeordneten Verhältnissen wir leben – in einer Welt des Wohlstands, der Sicherheit und der Freiheit, sich zu entfalten und seine Meinung zu äußern, ohne Gefahr

für Leib und Leben. Dinge, die keineswegs selbstverständlich sind; Dinge, die es zu verteidigen lohnt.

Die deutsche Ordnungsliebe wird vielfach belächelt, das Übermaß an Bürokratie seufzend beklagt. Dabei ist Bürokratie, historisch betrachtet, nichts anderes als der erfolgreiche Versuch, das Recht des Stärkeren einzudämmen. Ob man einen Pass bekommt oder ein Bauantrag genehmigt wird, hängt nicht davon ab, welchen Status jemand hat, ob man Verbindungen hat oder Geld, um sich einen Vorrang zu erkaufen. Eine offene Gesellschaft ist auf eine gut funktionierende Verwaltung angewiesen. Dazu gehören die Krankenhäuser und die Gesundheitsvorsorge, die Schulen und Universitäten ebenso wie die Polizei, die Infrastruktur und der öffentliche Verkehr, die Absicherung vor Armut und das System der Renten. Fürchterlicher als jede Bürokratie ist der Mangel an Bürokratie. In zahlreichen Ländern der Welt, darunter nicht wenigen auf meinem Heimatkontinent, fehlt es bis heute an einer funktionierenden Verwaltung. Wo es aber mangels Ordnung keine Rechtssicherheit gibt, gibt es auch keine Verlässlichkeit, damit sind der Willkür und Tür und Tor geöffnet. Und wenn nach einer Naturkatastrophe irgendwo auf der Welt „unbürokratische“ Hilfe versprochen wird, kann

man meist davon ausgehen, dass diese Hilfe am falschen Ort ankommt und wirkungslos bleibt – wenn sie denn überhaupt kommt.

Es sollte uns beunruhigen, wenn Politiker, das Wort „Disruption“ im Munde führend, sich daranmachen, die Institutionen des Staates in Stücke zu schlagen. Damit wird nur der Boden bereitet für Nepotismus und Korruption.

Es sollte uns beunruhigen, wenn die Unabhängigkeit des Gerichtswesens angegriffen wird, Richter bedrängt und drangsaliert werden. Jeder Mensch ist vor dem Gesetz gleich. Ohne Gewaltenteilung, ohne eine unabhängige Justiz gibt es keinen Rechtsstaat und keine Gerechtigkeit.

Gleiches gilt für die Unabhängigkeit der Medien: Es sollte uns beunruhigen, wenn Journalisten eingeschüchtert werden und von der Berichterstattung ausgeschlossen werden. Ohne freie Medien gibt es keine Demokratie. Die übelsten Verbrechen geschehen dort, wo niemand mehr hinschaut.

Es sollte uns beunruhigen, wenn mächtige Staatsführer die Anführer anderer, weniger mächtiger Staaten auf offener Bühne und vor laufenden Kameras brüskieren und herabsetzen – wie eine Katze mit ihrem Opfer,

einer scheinbaren Maus spielt. Das System der internationalen Diplomatie hat sich, parallel zu den Manieren, in Europa in einem jahrhundertelangen Prozess herausgebildet. An ihrem Anfang stand mutmaßlich der Wunsch zweier sich bekriegender Stämme, erschöpft von der Schlacht des Tages, nach einer Pause, um die Verwundeten vom Schlachtfeld zu holen und ihre Toten zu begraben. Es entwickelte sich von den griechischen Stadtstaaten, die im 5. Jahrhundert ein System zur Unterhaltung beständiger diplomatischer Beziehungen entwickelten, über das Römische Kaiserreich und die italienischen Stadtstaaten des 13. und 14. Jahrhunderts, die einander durch zahllose allgemeine Interessen ebenso verbunden wie durch Rivalitäten entzweit waren, bis hin zum Wiener Kongress 1815 infolge der Napoleonischen Kriege, der erstmals berufsmäßige Diplomaten etablierte und ein Abkommen über den diplomatischen Dienst und die Repräsentation der Mächte in Kraft setzte. Für öffentliche Demütigungen, Drohungen und erhobene Zeigefinger ist kein Platz auf dem diplomatischen Parkett: Darüber waren sich die Staatenlenker, egal ob es sich um durch Erbfolge an die Spitze des Staates gelangte Fürsten handelte oder um demokratisch gewählte Staatsoberhäupter, über die Jahrhunderte hinweg fast immer einig.

Statt an den zynischen, mit allen Wassern der Macht und der Skrupellosigkeit gewaschenen Großwesir aus Michalowskis „Buch für das bulgarische Volk“ sollten wir uns lieber an den französischen Schriftsteller Paul Valéry halten, der in seinem Buch „Tel quel“ geschrieben hat (hier in der Übersetzung von Heimito von Doderer): „Als der Gipfelpunkt des Ordinären erscheint mir, sich solcher Argumente zu bedienen, die nur vor einem Publikum gelten – also vor einem Zuschauer und Zuhörer, der der notwendigerweise nach dem jeweils dümmsten der Anwesenden ausgerichtet ist – und die keinen Bestand haben vor dem kühlen und einsamen Menschen. Man darf niemals im Hinblick auf einen Gegner – auch auf einem angenommenen nicht – Argumente gebrauchen und Ausfälle machen, die man, mit sich allein, vorzubringen nicht ertragen würde, die nicht wirklich gedacht werden können, die nur publikumswirksam sind, aber in der Nacht und der Einsamkeit uns in Schande und Elend stürzen.“

Würden sich Wirtschaftslenker, Politiker und Journalisten ernsthaft an Valérys Maxime halten, würde es wohl sehr still werden in den Führungsetagen und Parlamenten und auf den öffentlichen Bühnen. Ich würde deshalb Valérys Worte zu modifizieren wagen: Der Gipfel des

Ordinären wird nicht beim Aussprechen von Argumenten erreicht, die der eigenen Überzeugung nicht entsprechen, sondern beim Ausbleiben jeglicher Scham und Schande in der darauffolgenden Nacht, wenn es also gelungen ist, das eigene Gewissen endgültig zum Schweigen zu bringen. Die Unfähigkeit, sich zu schämen, das Ausbleiben von Schuldgefühlen scheint mir der wahre Ausdruck von Vulgarität und Unmenschlichkeit.

In diesen Zeiten des globalen Umbruchs sollten wir uns auf das besinnen, was Europa auszeichnet – auf jene Werte, auf denen die europäische Zivilisation und Kultur ruht. Was aber sind diese Werte? Dazu möchte ich den ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, zitieren: „Die europäische Zivilisation ruht auf drei Hügeln: auf der Akropolis, auf dem Capitol und auf Golgatha. Griechische Philosophie, römisches Recht und christlicher Glaube sind die Säulen der europäischen Kultur.“

Darauf aufbauend heißt es in Artikel 2 des revidierten Vertrages über die Europäische Union: „Die Werte, auf die sich die Union gründet, sind die Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte.“

Und im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland finden wir in Artikel 1 den wunderbaren Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Die „Würde des Menschen“ als Wertebegriff fand nach den politischen und moralischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts Eingang in die deutsche Verfassung, Ideengeschichtlich speist er sich aus Quellen der Bibel und der griechischen Philosophie. Allen Menschen steht nach christlicher Auffassung die gleiche Würde zu. Paulus formulierte das im Brief an die Galater: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚Einer‘ in Christus Jesus.“ Die grundlegende Aussage der Bibel zur Begründung der Würde des Menschen lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Wir alle sind Kinder Gottes.

Die christliche Überzeugung von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen traf auf das philosophische Konzept der ‚dignitas‘, das vor allem von der griechisch-römischen Philosophenschule der Stoa ausgebildet worden war. Die Stoiker sahen ‚dignitas‘, also die Würde, unabhängig von einem Amt, das jemandem übertragen wurde, oder einem Rang, den man im öffentlichen Leben errungen hat, oder überhaupt des Ansehens, das man bei anderen erworben hat. Jeder Mensch ist nach dieser Philosophie ein Abkömmling der Götter und besitzt Würde aufgrund seiner Fähigkeit zu

Vernunft und freiem Willen. Der zentrale Punkt, um den es geht, ist der Respekt vor der Person jedes Einzelnen. Die Würde des Menschen ist ein universaler Wert.

Die deutsche Aufklärung gelangte, abgeleitet von einem humanistischen Weltbild, zu einem ganz ähnlichen Begriff der Menschenwürde. „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“, formulierte es der Philosoph Immanuel Kant als „Kategorischen Imperativ“.

Die Achtung der Würde aller Menschen ist ein schönes Ideal. Doch ihre praktische Umsetzung fällt nicht vom Himmel. Der Respekt vor anderen Menschen ist, wie wir im Alltag immer wieder feststellen müssen, nicht naturgegeben, sondern abhängig von den Werten die Menschen in einer Gemeinschaft verinnerlicht haben.

Wir können in Europa stolz sein auf diesen Kanon der europäischen Werte, der sich aus dem Begriff der Menschenwürde ableitet. Er ist das Fundament unserer Gesellschaft, der Klebstoff, der unsere Gesellschaft zusammenhält. Und wir sollten allen Mut zusammennehmen und diese Werte selbstbewusst verteidigen. Es liegt in unserer Kraft, wir müssen dazu nur die

Hände aus dem Schoß nehmen und uns bemerkbar machen. Wir haben kein moralisches Recht darauf, pessimistisch zu sein. Vertrauen wir auf das Reflektieren statt auf Reflexe. Lassen wir uns den Glauben an die Aufklärung, den Glauben an die Vernunft nicht nehmen.

Lassen Sie mich diese Gedanken zur „kostbaren Zuversicht“ mit einer historischen Anekdote beschließen: Cäsars Neffe Oktavian zeichnete sich im römischen Bürgerkrieg durch eine Böartigkeit und Grausamkeit aus, die selbst in den verrohten Verhältnissen der damaligen Zeit außer jeder Proportion stand. Es gelang ihm, all seine Gegner zu besiegen, und die Macht gehörte ihm ganz allein. Wie denn wohl ein idealer Herrscher aussehe, fragte er seine Berater und Freunde. Die gingen ein unerhörtes Wagnis ein, als sie ihm den idealen Herrscher als einen Menschen voller Weisheit, Umsichtigkeit, Großherzigkeit und Güte priesen. Es war jedem klar, dass Oktavian von allem das genaue Gegenteil darstellte. Der Princeps hörte sich all das schweigend an und verließ den Kreis. Aber als er sich am nächsten Tag von seinem Lager erhob, heißt es, er habe über Nacht all die tugendhaften, ihm so fernen Eigenschaften angenommen und sei ein wahrer Augustus geworden.

Ich weiß nicht, wie die Historiker darüber denken, aber wie gesagt: Ich will mir den Glauben an die Überzeugungskraft des Wortes, an die Macht der Vernunft und das Gute im Menschen nicht nehmen lassen.

Vielen Dank!